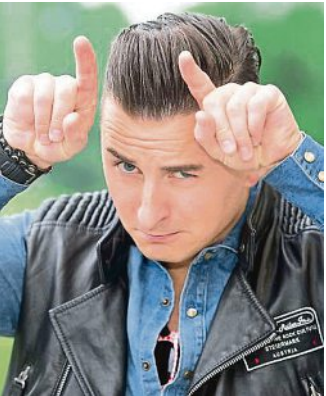


UNSER BAIRISCHES WORT

Der Sparifankerl

„Mal den Teufel nicht an die Wand!“ – mit dem Malfizsatan, dem diabolischen Fürsten der Unterwelt, dem gefallenen Engel Luzifer, wollte man auch im alten Bayern, wo man doch genügend Erfahrung hatte mit Hexen und Truden, Krampussen und Dämonen, nichts zu tun haben! Also schwieg man ihn tot, bzw. nannte ihn möglichst nicht beim Namen. Schimpft der Südländer „Diabolo!“, so schluckt der Bayer seinen Ärger mit einem leisen „Zefix!“ hinunter. Oder er versucht, den Teufel durch Verballhornung zu verhamlosen und nennt ihn zum Beispiel –



Kann Teufelshörner mit den Fingern und höllisch laute Musik machen: Andreas Gabalier. Ein Sparifankerl ist er deswegen noch nicht. DPA

„Sparifankerl“. Nach Johann Andreas Schmeller, dem Hohenpriester der bayerischen Sprachforscher, kommt das Wort von „fanto di spade“, einer italienischen Spielkarte, wo eine ziemlich höllische Gestalt die Spieler angrinst. Das Wort „spari“ könnte von „sparire“ kommen, und so viel wie „verschwinden“ bedeuten. Dann wäre der Ausruf „Sparifankerl“ nicht nur eine Verballhornung, sondern auch so was wie ein apotropäisches Zeichen, eine Abwehrformel. Ob’s stimmt? Das weiß der Teufel!

Norbert Göttler
Bezirksheimatpfleger Oberbayern

UNSERE NEUE SERIE: MEIN DORF



„Ich kann’s gar nicht beschreiben, so schön ist’s hier“ Ingrid Bauer an ihrem Lieblingsplatz, dem Speichersee. Die 64-Jährige wohnt seit 18 Jahren in Neufinsing im Kreis Erding. FOTO: PRIVAT

„Unser Bürgermeister ist eine Schau“

Jede Woche beantwortet ein Oberbayer Fragen rund um seine Heimat. Ingrid Bauer, 64, ist in Feldkirchen aufgewachsen und wohnt seit 18 Jahren in Neufinsing, einem Ortsteil des 4447-Seelen-dorfes Finsing im Landkreis Erding. Bauer arbeitet noch bis Ende des Jahres als Sekretärin, dann wartet auf sie die Rente. Ihre Freizeit verbringt sie leidenschaftlich gern auf dem Fahrrad oder mit ihrer großen Liebe Alfred, einem gebürtigen Neufinsinger, den sie vor 15 Jahren kennengelernt hat.

„Du“ ist hier eine Wertschätzung und keine Kränkung.

Wie unterscheidet sich das Finsing von vor 18 Jahren und das von heute? Vor allem hat sich die Ortsmitte zum Positiven verändert. Als ich hergekommen bin, gab’s einen Metzger, den Laden von Frau Kornek und sonst nicht viel. Jetzt haben wir einen Lebensmittelmarkt und einen neu gestalteten Super-Bade-weiher. Außerdem bekommen wir ein Seniorenheim und ein Ärztehaus. Unser Bürgermeister, der Max, und der Gemeinderat sind wirklich eine Schau.

Gibt’s denn etwas, was man in Finsing noch verbessern könnte? Ich würde nichts verändern. Hier geh’ ich nicht mehr weg, weil ich mich so wohl fühle.

Wirklich keinen Wunsch mehr auf dem Herzen?

(überlegt) Eine Eisdielen geht noch ab, weil hier schon viele Kinder leben. Einen „Italiener“ bekommen wir in Kürze.

Was ist der wichtigste Tag im Ort? Das ist der 1. Mai, wenn in unseren drei Ortsteilen Finsing, Neufinsing und Eicherloh der Maibaum aufgestellt wird. Das ist ein großes Ereignis und die Zeit vorher bei der Wache eine Riesengaudi. Denn das Böse ist überall (lacht).

Was zeichnet denn einen Finsinger aus? Was alle anderen echten Oberbayern auch haben – und davon am meisten.

Zum Beispiel? Vor allem Heimatverbundenheit und Traditionsbewusstsein.

Und was raten Sie einem Zugroaster, wenn er nach Finsing kommt? Er soll erst einmal tief durchatmen, denn gute Luft gibt’s hier genug. „Stodara“ sollten sich aufs Landleben einlassen, sich runterfahren und offen für die Dorfgemeinschaft sein.

Wo ist das schönste Plätzchen in Finsing? Am Speichersee. Er wechselt bei jeder Witterung sein Gesicht. Am schönsten ist für mich, wenn stürmischer Wind die Wellen ans Ufer peitscht und mir die Illusion gibt, am Meer zu sein. Und dann natürlich das umliegende Finsinger Moos mit seinen Bächlein, Hecken und Weihern, zwischen denen man stundenlang radeln und meistens eine unglaubliche Ruhe genießen kann. Ich kann’s gar nicht beschreiben, so schön ist’s.

Interview: Manuela Schauer

Wollen Sie mitmachen? Wenn auch Sie Ihr Dorf oder Ihre Stadt vorstellen möchten, schreiben Sie uns an blickpunkt@merkur.de oder am Münchner Merkur. Im Blickpunkt, Paul-Heine-Str. 2-4, 80336 München

Der Edelstift-Macher aus Großkaro



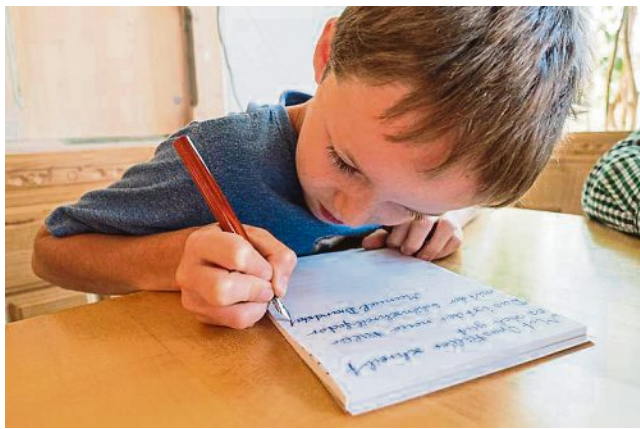
Magische Stimmung: Hier entsteht gerade ein Edelstift.



Rohlinge aus edlen Hölzern wie Red Mallee oder Bocote.



Ehepaar mit Holz-Leidenschaft: Ursula und Heribert Lechner.



Enkel Manuel darf einen Stift von Opa ausprobieren.



Welchen hätten’S denn gern? Eine Auswahl an Edelstiften.



An der Drechselmaschine: Heribert Lechner war früher bei der Polizei, jetzt macht er Stifte.

Früher war Heribert Lechner bei der Polizei, jetzt stellt er Stifte aus Edelh Holz her. Und er weiß: Schönheit ist oft da, wo man sie gar nicht vermutet. Zu Besuch in einer ganz besonderen Werkstatt in Großkarolinenfeld, in der der neueste Schrei ein Schreiber zum Schütteln ist.

VON EVA CASPER (TEXT)
UND STEFAN ROSSMANN (FOTOS)

Edles Holz – da denkt man im ersten Moment an Mahagoni, Palisander oder Teak, aber sicher nicht an ein Trumm von einem verfaulten Ahornbaum. Doch genau das zieht Heribert Lechner, 62, jetzt stolz aus seinem Holzlager. Einer seiner schönsten Funde, sagt er. Ein Bergahorn mit Weißfäule-Befall. „Das ist sehr selten.“

In seinen Händen liegt ein fast weißes Stück Holz, durchzogen von schwarzen Linien, als hätte ein Kind einen Bleistift zur Hand genommen und wild drauflos gemalt. Demarkationslinien würde der Experte jetzt sagen. Sie trennen den gesunden vom befallenen Teil des Holzes. Die Grenzlinie nach dem Krieg zwischen Baum und Pilz sozusagen. Lechner nimmt einen Bleistift und

Jedes Holz ist eine Wundertüte – er weiß nie, was er bekommt

zieht Linien über das Holz für das Zuschneiden. Da, wo er das schönste Muster vermutet. Denn aus dem Stück Holz wird ein Stift. Heribert Lechner aus Großkarolinenfeld im Kreis Rosenheim ist Edelholz-Stiftmacher.

Wie dieser Stift also gelingen wird, sieht der Lechner erst, wenn er das Stück Bergahorn ganz aufschneidet. So ist das bei jedem Holz. Er weiß nie, was sich unter der Rinde verbirgt: gar kein Muster, ein Rindeneinschluss oder – noch schlimmer – ein Riss? Sein Bergahorn hat ihn bis jetzt aber noch nie enttäuscht. Fast sieht er aus wie ein Stück Marmor. Er hatte ihn gerade noch vor dem Ofen retten können – und zwar vor seinem eigenen. Als Feuerholz hatte er ihn gekauft. Erst daheim ist ihm aufgefallen, wie schön das Holz ist, sagt er.

Dass Lechner eine Schwäche für Holz hat, sieht man schon in seiner Küche: von der Zimmerdecke bis zur Pfeffermühle – alles aus Holz. Lechner hat Feinmechaniker gelernt, ist dann zur Bundespolizei in Rosenheim gegangen. Seine Leidenschaft für das Handwerk hat er aber nie verloren. In seiner Freizeit drechselte er Schüsseln,

Schmuck oder Weihnachtskrippen. Bis seine Frau Ursula ihm einen Artikel über selbst gedrechselte Stifte zeigte. Damals packte ihn „das Schreibervirus“, wie er es nennt. „Das Schöne am Schreiberbauen ist, dass man das Arbeitsergebnis nach einigen Stunden schon in den Händen halten und benutzen kann.“ Sieben Jahre ist es jetzt her, dass Lechner seinen ersten Schreiber gedrechselt hat. 5000 bis 6000 Stück hat er seitdem gebaut, schätzt er. Den ersten großen Erfolg mit

Er lieferte seine edlen Stifte bis nach England

seinen Schreibern feierte er 2010 auf dem Christkindlmarkt in Großkarolinenfeld. „Da ging es bei unserem Stand zu wie bei einer Fressbude“, sagt er. Zahlreiche Messebesuche, ein paar Fernsehauftritte und eine eigene Webseite kamen hinzu. Seitdem nehmen die Bestellungen stetig zu, sagen die Lechners. Bis nach England haben sie schon geliefert.

Vor zwei Jahren ging Lechner in den Ruhestand, seitdem steht er hauptberuflich in der Werkstatt. Seine Frau unterstützt ihn beim Verkauf. 27 verschiedene Modelle bieten die Lechners an: vom Kolbenfüller bis zum Skizzierbleistift. Besonders stolz ist Lechner auf die Modelle, die er selbst entworfen hat. Den Kugelschreiber „KaroPen“ zum Beispiel. Karo steht für ihren Wohnort Großkarolinenfeld, sagt Frau Ursula, die selbst lange im Schreibwarenhandel gearbeitet hat.

Es gibt viele Arten einen Kugelschreiber zu öffnen. Drücken und Drehen sind die gängigsten. Bei den Lechners wird auch geschüttelt. Beim „ShakePen“ springt die Spitze dann raus und wieder rein. „Das ist jetzt der neueste Schrei“, sagt Lechner. Noch einer seiner besonderen Lieblingsstifte ist der „Kolbenfüller HL“. „HL“ steht für Heribert Lechner. Ein Füller mit einem sehr hohen Holzanteil. „Mehr geht nicht“, sagt Lechner. Das Design will er sich jetzt sogar patentieren lassen.

Bis zu 50 Schreiber stellt er pro Woche her, je nachdem wie aufwendig das Modell ist, auch mehr oder weniger. Das Wichtigste: Geduld. Holz braucht Zeit. Zeit zum Trock-

Ob das Holz bereit ist, hat er im Gefühl, sagt Lechner

nen, Zeit zum Akklimatisieren. Sonst kommen die gefährdeten Risse. Mehr als zehn Prozent Feuchtigkeit sollte ein Holz vor dem Bearbeiten nicht mehr haben. Aber wie erkennt man das? „Da gibt es ein Messgerät“, sagt Lechner und kramt erstmal vergeblich in der falschen Schublade herum. Dann zieht er ein kleines gelbes Gerät mit zwei spitzen Nadeln hervor und sticht sie ins Holz. Aber: keine Batterien. „Ich hab das schon lange nicht mehr gebraucht“, gesteht er. „Ich habe das im Gefühl, wenn das Holz soweit ist.“

Das tatsächliche Drechseln dauert dann nur ein paar Minuten und sieht natürlich viel einfacher aus, als es ist. Wie durch weiche Butter fährt der Meißel über das Material. Eine Holzweile nach der anderen löst sich ab und rieselt in das Meer der Späne weiter unten. Am Ende bleibt nur noch eine Riste mit einer ein Millimeter dünnen Wand zurück. Mithilfe von Messingteilen wird sie stabilisiert. Die stellt Lechner seit kurzem auch selbst her. Er will weg



Vorher – nachher: Heribert Lechner hält eine Knolle vom australischen Red Mallee, auch Eucalyptus socialis genannt. Aus diesem feingemasterten Holz hat er schon einige Stifte hergestellt, ein Exemplar zeigt er in diesem Bild.

von den gekauften Baustätzen, sagt er. Am liebsten alles selber machen, einzigartig sein, sich von der Masse abheben. „Gute Handwerkskunst zu vernünftigen Preisen, sage ich immer.“

Die vernünftigen Preise fangen bei circa 50 Euro an und gehen bis 500 Euro. „Manche Leute bringen mir Holz vorbei und glauben dann, dass sie dadurch bessere Preise bekommen.“ Das Holz macht viel Zeit und Pflege beanspruchen, im Preis schlägt sich das aber kaum nieder, sagt Lechner. „Das macht vielleicht ein bis zwei Euro vom Kostenanteil eines Schreibers aus. Bei sehr gutem Holz drei bis vier Euro.“ Die Arbeitszeit und vor allem das Innenleben der Stifte bestimmen den Preis.

Wer eine echte Goldfeder für seinen Füller will, muss dann eben die 500 Euro hinnehmen. Und die Füller sind noch eine Rarität, auch exotische Hölzer im Sortiment. Die, an die man wohl am ehesten denkt, wenn man das Wort „Edelholz“ hört. Akkurat zugeschnittene Qua-



Auf das Muster kommt es an: zwei gelungene Füller.

drate, die in genauso exotischen Farben leuchten, wie ihre Namen klingen: Amaranth, Schlangenhholz, Padouk, Redwood. „Alles zertifiziert“, betont Lechner. Darauf lege er großen Wert. Holz von nahezu allen Kontinenten dieser Erde.

Manche sehen auch aus wie ein riesiger roter Laib Brot oder wie eine urzeitliche

Handgranate: der Banksia-Zapfen aus Australien ist von Löchern durchsät. Sie entstehen, wenn seine Samenkammern aufplatzen. In die Löcher füllt Lechner verschiedenfarbiges Wachs und verarbeitet das Ganze zu Stiften. Was einem als Laie auffällt: Gerade die exotischen Hölzer haben scheinbar keine oder nur wenige Jahresringe. Sie

DAS GSTANZL DER WOCHE

Drauß’ z’Kaltnbrunn
hockt a Aff’ in da Sunn,
hoad a Mass Bier und Schmei,
a so a Aff’ mecht i sei!

Eingeschickt von Hanns Schetzbaum aus Tegernsee.

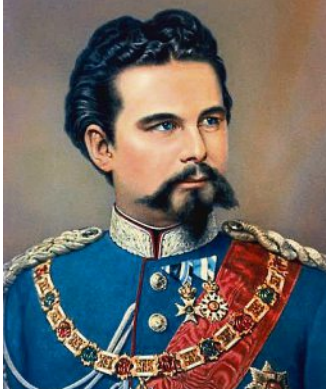
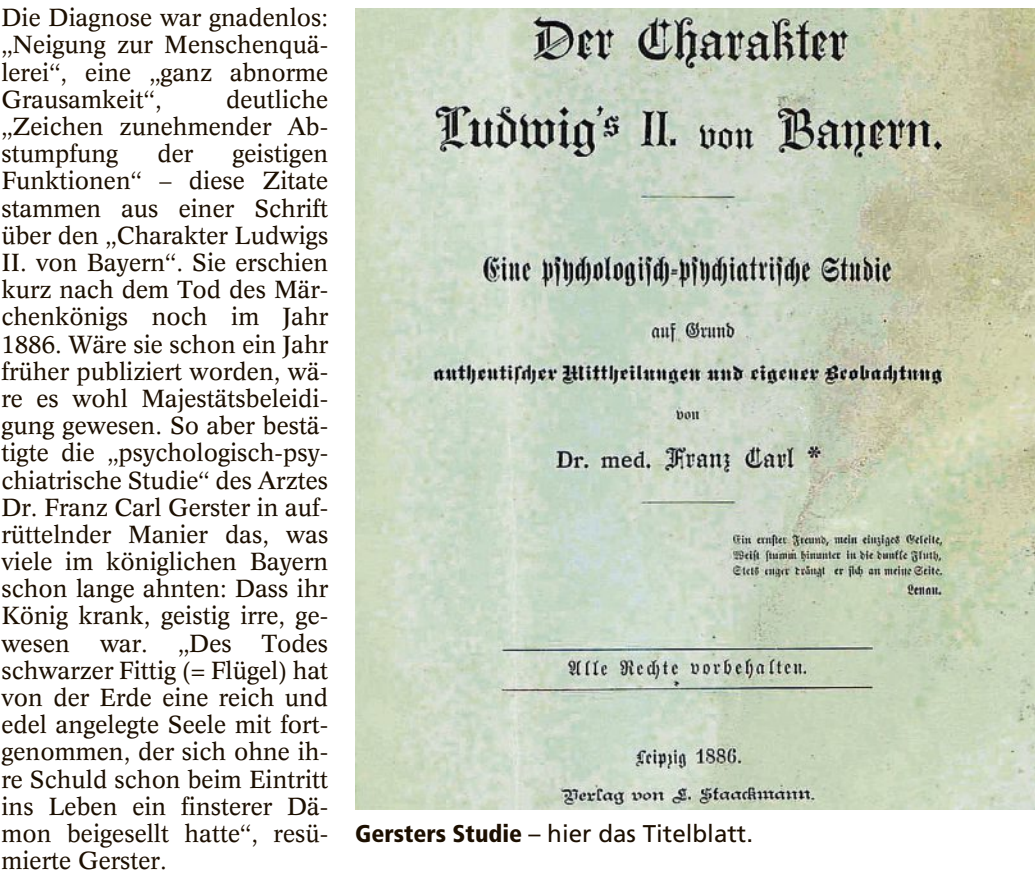
Haben Sie ein Lieblingsgstanzl?

Dann schicken Sie es uns zu. Per E-Mail an blickpunkt@merkur.de. Oder per Post.

BAYERN & SEINE GESCHICHTEN

Finsterer Dämon

Eine frühe Studie über die Geisteskrankheit Ludwigs II.



König Ludwig II.

Die Diagnose war gnadenlos: „Neigung zur Menschenquälerei“, eine „ganz abnorme Grausamkeit“, deutliche „Zeichen zunehmender Abstumpfung der geistigen Funktionen“ – diese Zitate stammen aus einer Schrift über den „Charakter Ludwigs II. von Bayern“. Sie erschien kurz nach dem Tod des Märchenkönigs noch im Jahr 1886. Wäre sie schon ein Jahr früher publiziert worden, wäre es wohl Majestätsbeleidigung gewesen. So aber bestätigte die „psychologisch-psychiatrische Studie“ des Arztes Dr. Franz Carl Gerster in aufreißender Manier das, was viele im königlichen Bayern schon lange ahnten: Dass ihr König krank, geistig irre, gewesen war. „Des Todes schwarzer Fittig (= Flügel) hat von der Erde eine reich und edel angelegte Seele mit fortgenommen, der sich ohne ihre Schuld schon beim Eintritt ins Leben ein finsterer Dämon beigelegt hatte“, resümierte Gerster.

Völlige Klarheit über den Geisteszustand Ludwigs wird es wohl nie geben. Der kürzlich aus Privatbesitz aufgeauchte letzte Brief Ludwigs, der angeblich zeigt, dass der König klar bei Verstand und sich der Gefahr einer Entmündigung bewusst gewesen war, ist bei Lichte betrachtet auch kein Beweis – der Ludwig-Kenner Alfons Schweiggert hat in unserer Zeitung vor vorerstellten Schlüssen gewarnt, wie es für Schizophrenie typisch ist, war gleichzeitig aber apathisch und nicht instande, die Gefahren, die ihm drohten, abzuwenden.

Weil das Thema heikel war, erschien Gersters Broschüre unter Pseudonym in einem kleinen Leipziger Verlag (nachgedruckt von Michael Fuchs in Berlin 2014). Sie legte den Grundstein für die rasch verbreitete Sichtweise, dass mit dem König ganz sicher etwas nicht stimmte. Studien wie die von Gerster führten dazu, dass die ganze Epoche Ludwigs, inklusive seiner Schlösser, lange Zeit als etwas Sinnloses, Überflüssiges und Kitschiges angesehen wurde. Ludwig war (unter Touristen und Bayern) beliebte ja nicht immer Kult – diesen Trend gibt es erst seit 40 Jahren. Den Auftakt für eine andere Sichtweise auf Ludwig hat wahrscheinlich erst der nachmalige Generalkonservator des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, Michael Petzet, gesetzt – er leitete 1968 die Ausstellung „König Ludwig II. und die

Er mischte selbst Erlebtes mit Erzähltem und zählte in seiner „Charakterisierung“ „Anomalien“ des Gemüts und Seelenlebens (so sagte man damals) auf. Gerster attestierte Halluzinationen, eine Störung der Empfindungsnerven, Sinnestäuschungen und vieles mehr. Kurzum: Für ihn lag auf der Hand, dass die Geisteskrankheit Ludwigs schon lange vor seinem Tod erkennbar gewesen war. Ein besonderes Kapitel war das Erinnern ausgesuchter Torturen, Auspeitschen und anderes, durch den König. Bekannt ist, dass Ludwig immer wieder drakonische Strafen gegen sein Gefolge befahl, ohne dass dem gefolgt worden wäre. „Dass der König in der letzten Zeit wirklich glaubte, dass seine diesbezüglichen Befehle ausgeführt worden seien, (...) bedeutete jedenfalls einen schon tiefen Verfall der Geistesstätigkeit.“

In seinem Resümee äußert Gerster aber Verständnis dafür, dass lange Zeit nichts unternommen wurde. „Was hätte geschehen müssen“, fragte er. „Man hätte dem König eine seiner Geistesanlage völlig entsprechende Erziehung geben müssen, man hätte ihn erst mit mindestens 30 Jahren auf den Thron berufen, man hätte alle politischen und alle sonstigen Aufregungen von ihm fernhalten müssen“ – „dann, ja dann vielleicht wäre es nicht so weit mit ihm gekommen“. Wer in aller Welt aber, so schließt Gerster, „hätte diese Forderungen erfüllen können?“ DIRK WALTER

BAYERISCHE SEITEN

Düsterer Chiemsee

Es gibt im Krimi ungeschriebene Gesetze. Eines davon besagt, dass der ermittelnde Kommissar mindestens einen Hang zum Extravaganzen haben muss. Handelt es sich um einen Helmatkrimi, braucht es beim Protagonisten zudem Brummigkeit, ein bisschen Grant, kurz, es braucht einen waschechten Bayern. Hattinger, der in seinem dritten Fall am Chiemsee gleich zwei Morde aufzuklären hat, ist ein waschechter

Bayer und könnte folglich ein Klischee-Kriminalar sein. Tatsächlich ist er ein kluger, nüchterner Kommissar. Die Handlung von „Hattinger und die Schatten“ führt in Rosenheims düstere Neonazi-Szene und thematisiert Beu-Brummigkeit, ein bisschen Grant, kurz, es braucht einen waschechten Bayern. Hattinger, der in seinem dritten Fall am Chiemsee gleich zwei Morde aufzuklären hat, ist ein waschechter



„Hattinger und die Schatten“ von Thomas Bogenberger. Pendragon Verlag, 496 Seiten, 15 Euro.